

Unser aller Geschichte

Was sagen Betroffene zu „Die Auserwählten“?

Der Film „Die Auserwählten“ handelt vom Missbrauchsskandal an der Odenwaldschule. Gibt er die Verhältnisse, die dort vor Jahren herrschten, Ihres Erachtens – in fiktionalisierter Form – zutreffend wieder?

Ja, das tut er auf jeden Fall. Es gibt viele Szenen, in denen ich mich wiedergefunden habe. Ich habe mit den Filmemachern selbst gesprochen und sie bei einem Rundgang in der Odenwaldschule auch darauf gebracht, den Film an der Schule zu drehen. Viele Örtlichkeiten entsprechen fast unverändert den Gegebenheiten der achtziger Jahre, in denen der Film spielt. Ich habe mich auch im Trägerverein der Schule dafür eingesetzt, dass der Film hier gedreht werden konnte.

Dieter Grah (Schüler an der Odenwaldschule von 1974 bis 1976)

Der Film ist ein Meisterwerk. Er schildert genau die damalige Situation an der Odenwaldschule in einigen Familien. Nicht in allen war es so! Es gab auch LehrerInnen zu dieser Zeit, die sich rollenklar und angemessen distanziert gegenüber den Schülern und Schülerinnen verhalten haben. Das herauszustellen ist wichtig, denn nicht alle, die an der Odenwaldschule damals gearbeitet haben, waren Täter oder Schützer von diesen, und auch nicht alle Schüler waren Opfer.

Boris Avenarius (ehemaliger Schüler an der Odenwaldschule)

Es gab drei Gruppen von Akteuren: die Täter, die Opfer, das Umfeld: Lehrer, die angeblich „nichts wussten“, und die Eltern. Das System hätte nicht ohne das Zutun jeder dieser Gruppen funktioniert. Über die Rolle der Täter wissen wir inzwischen einiges – über die beiden anderen Gruppen noch viel zu wenig. Ich habe als Opfer selbst, aus Feigheit und aus Eigennutz, geschwiegen – ich hatte Angst, wieder in mein Elternhaus zurückzumüssen. Ich habe die Schreie gehört und genau gewusst, was sie bedeuten – und habe den Mund gehalten. Ich habe eine „Entschädigung“ für meinen Missbrauch erwartet: Schutz vor dem Mobbing der „Kameraden“ und Lehrer sowie Rehabilitation durch die Erwachsenen. Beides habe ich nicht erhalten. Es war ein bitter-süßes Korruptionssystem. Bei dem wir bislang überwiegend die Bestecher beleuchtet haben und nicht die Bestochenen als Bestandteile des Systems. Ohne die hätte das nie so lange funktioniert und wäre nie so lange geheim geblieben. Der Film von Christoph Röhl setzt für mich eine Wegmarke. Der Aufklärungsprozess ist nicht zu Ende. Es muss zur nächsten, steinigere Etappe weitergehen. Der Film „Die Auserwählten“ ist die Startfahne und kein Ziel, das man nach fünfzehn Jahren endlich erreicht hätte. Das ist wohl mit die Wichtigste der Segnungen, die das Werk für das Publikum bedeuten wird.

Gerhard Roese (Schüler an der Odenwaldschule von 1975 bis 1982)

Sehen Sie Anlass zu Kritik? Ein ehemaliger Schüler sieht seine Persönlichkeitsrechte durch den Film verletzt.

Das kann ich überhaupt nicht nachvollziehen. Der Hase zum Beispiel, den sie im Film sehen, ist durch einen Hinweis von mir in den Film gekommen. Das war mein Kuschelhase, den ich immer bei mir hatte. Es gibt eine Szene, in welcher der Lehrer im Bademantel abends am Bett eines Jungen sitzt und ihm übers Gesicht streicht. Ich habe Ähnliches erlebt. Bei mir war es aber etwas brutaler. Wie wir uns verhielten – das ist in dem Film gut getroffen. Draußen tobten wir uns aus und waren frei. Wir spielten laut Musik ab, wie wir es im Film sehen. Aber hinter den Mauern der Schule kam immer wieder das andere. Die Geschichten, die wir in dem Film sehen, spiegeln sich in allen Aussagen von Betroffenen wider.

Dieter Grah

Nicht die betroffenen Kinder stehen im Vordergrund, sondern die Erwachsenen, die Täter, die Dulder, die nicht Wahr-haben-Wollenden, diese pappige Masse der Lehrer. Der Missbrauch war auch wesentlich größer. Zweihundert Opfer kennen wir bis zum heutigen Tag, siebzehn Täter über mindestens vier Jahrzehnte. Viele von uns erkennen in dem Film ihre Geschichte wieder, nicht nur ein Betroffener. Der Missbrauch wiederholt sich immer wieder auf die gleiche Weise. Dieser Film erzählt also unser aller Geschichte. Wir brauchen diesen Film, wenn wir etwas an unseren Schulen verbessern wollen.

Jochen Weidenbusch (Schüler der Odenwaldschule von 1973 bis 1980)

Es war nicht das Ziel, eine Einzelbiographie eines einzelnen Betroffenen zu verfilmen, sondern eben das Missbrauchssystem exemplarisch zu thematisieren. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass sich Betroffene hier mit ihrer damaligen Situation wiedererkennen. Ich auch. Aber wer kennt schon mein Kinderbild heute, der nicht zu Familie oder engen Freunden gehört?

Boris Avenarius

Die Fragen stellte **Michael Hanfeld**.

Für die Opfer gab es kein Entrinnen

Mindestens 132 Schüler sind in den siebziger und achtziger Jahren an der Odenwaldschule Opfer sexueller Gewalt geworden. Ist es zulässig, dazu einen Spielfilm zu machen?

Von **Hans-Hinrich Koch**

Als ich Ende 2010 erstmals darüber nachdachte, die Fälle sexuellen Missbrauchs in Bildungseinrichtungen zum Thema eines Spielfilms zu machen, waren das Canisius-Kolleg, das Kloster Ettal und die Odenwaldschule schon wieder aus den Schlagzeilen verschwunden. Das Thema schien abgehandelt zu sein. Doch so umfangreich die Berichterstattung insbesondere zum Fall der Odenwaldschule gewesen war, ich konnte mir trotz der vielen bekanntgewordenen Fakten nach wie vor nicht erklären, wie es Lehrern möglich war, mindestens 132 Schüler über einen so langen Zeitraum völlig unbehelligt zu missbrauchen.

Gerold Becker, den gefeierten Reformpädagogen, sah ich das erste Mal in alten Filmaufnahmen, in denen er mit einer Glocke gutgelaunt die tägliche Teekonferenz an der Odenwaldschule eröffnet. Ich fragte mich abermals: Was konnte sich dieser pädosexuelle Serientäter unter den Augen all seiner Kollegen über Jahrzehnte so sicher fühlen? Und wieso haben sich die vielen Opfer, meistens Jungs im Alter zwischen elf und fünfzehn, nicht gegen diesen Mann und seine Mittäter wehren können? War die Odenwaldschule als reformpädagogische Vorzeigeeinrichtung nicht bekannt dafür, dass sie ihre Schüler zu Selbstbewusstsein gegenüber Autoritäten erzog? Erst später lernte ich, dass es diese oft unausgesprochene und von Unverständnis geprägte Frage ist, unter der die Betroffenen besonders leiden. Schwingt doch irgendwie der fürchterlich unberechtigte Verdacht mit, dass sie sich nicht wehrhaft genug gezeigt hatten.

Filme mit gesellschaftlich relevanten Themen starten oft mit einer Frage, die man sich nicht erklären kann, sagte einmal der amerikanische Drehbuchautor Aaron Sorkin. Bei mir erfolgte der Startschuss eher mit der Ahnung einer Antwort. Denn im Januar 2011 bekam ich zufällig Arbeitsproben des mir damals unbekanntem Regisseurs Christoph Röhl auf den Tisch. Darunter den Rohschnitt seines hervorragenden, damals noch unveröffentlichten Dokumentarfilms „Wir sind nicht die Einzigen“. In diesem Film lässt Christoph Röhl missbrauchsbetroffene Exschüler der Odenwaldschule zu Wort kommen. Der Film ließ mich Mechanismen von Missbrauch in geschlossenen Systemen nicht nur nachvollziehen, sondern auch nachfühlen. In den schmerzhaft konkreten Schilderungen wurde erkennbar, dass sie nicht allein Opfer pädosexueller Verbrechen wurden, sondern eines ausgewogenen Missbrauchssystems – bestehend aus einem Zusammenspiel von Täterstrategien, Mechanismen des Leugnens durch das Umfeld und den ausgenutzten Ängsten der Betroffenen. Ich begann zu ahnen, warum Opfer sich nicht wehren und Täter sich sicher fühlen konnten.

Unter Kinderschändern

„Die Auserwählten“ zeigt die Schule als Verbrechensort

In einer Szene steht der dreizehnjährige Frank mitten in der Nacht und sehr betrunken auf einem Fenstersims. Er starrt in den Abgrund, wo der Tod wartet, doch der kann niemals so schlimm sein wie der sexuelle Missbrauch durch seinen Lehrer, den der Junge beinahe täglich über sich ergehen lassen muss. Frank (Leon Seidel) wird gerettet. Ein paar Schüler halten ihn auf. Sein Martyrium geht weiter.

Die Schule, von der in diesem Film die Rede ist, ist nicht irgendeine, es ist die Odenwaldschule, und der Lehrer und Leiter dieser reformpädagogischen Vorzeigeeinrichtung, die von der linken Elite bejubelt wird, heißt Simon Pistorius (Ulrich Tukur). Es ist das erste Mal, dass der Skandal an der Odenwaldschule, wo über Jahrzehnte hinweg mindestens 132 Kinder missbraucht worden sind, in ein Spielfilmformat verpackt wird. Darf man das? Ja, man darf, jedenfalls, wenn es gelingt, der Fiktionalisierung jene Tiefe und Wucht zu verleihen wie es der am Originalschauplatz in Oberhambach gedrehte Film „Die Auserwählten“ (Drehbuch Benedikt Röskau und Sylvia Leuker, Regie Christoph Röhl) tut.

Die siebziger Jahre neigen sich ihrem Ende zu, und die junge, motivierte Biologielehrerin Petra Grust (Julia Jentsch) tritt ihre Stelle an der Odenwaldschule an. Die Bedürfnisse der Kinder stünden hier an erster Stelle, heißt es. Vom pädagogischen Eros ist die Rede und davon, dass man fern jeglicher Machtstrukturen auf Augenhöhe kommunizieren. Petra Grust betritt eine vermeintlich harmonische Welt: man wohnt in sogenannten Familien, Schüler und Lehrer pflegen einen lockeren Umgang, wozu das Herumalbern ebenso gehört wie das gemeinsame Duschen oder sich Betrinken. „Werde, der du bist“, lautet der Leitspruch. Fixpunkt des Schulkosmos ist der an den



Der Schein trügt: Der Schulleiter Pistorius (Ulrich Tukur) ist die Perversion des aufgeklärten Pädagogen.

Foto WDR

Emotional zu involvieren ist die Stärke von Spielfilmen. Insofern schien mir ein fiktionaler Film eine wichtige Ergänzung zu den dokumentarischen Beiträgen. Ein Spielfilm kann verdichten und von Einzelbiographien abstrahieren, um die universalen Aspekte eines Themas herauszuarbeiten. Zum anderen kann ein Spielfilm den Zuschauer in Figurenperspektiven führen und ihn Situationen, Atmosphären, aber auch Blindheiten von Beteiligten miterleben lassen. Vor allem aber finden Spielfilme zur besten Sendezeiten statt. Das bot die Chance, ein breiteres Publikum für das Thema zu sensibilisieren und auf diese Weise vielleicht auch einen Präventionsbeitrag zu leisten. Auf einem Sendeplatz wie dem ARD-Mittwoch erreicht man immerhin drei bis vier Millionen Zuschauer und findet neunzig Minuten ihre Aufmerksamkeit.

Dieser Chance gegenüber stand ein besonderes Risiko: Verfälschungen dieses Sujets laufen Gefahr, voyeuristisch oder didaktisch zu wirken, unangemessen zu skandalisieren oder auf unangemessene Art zu emotionalisieren – sprich: das erforderliche Maß an Authentizität zu verfehlen.

Insofern war die Entscheidung der WDR-Verantwortlichen Barbara Buhl und Gebhard Henke, den Film anzugehen, auch ein Vertrauensbeweis. Beflügelt wurde sie sicher durch die Wahl der Drehbuchautorinnen Sylvia Leuker und Benedikt Röskau. Ihr Talent, komplexe Themen detailtreu und gut recherchiert in emotionale Figurengeschichten umzusetzen, haben sie mehrfach gezeigt. Für die Authentizität, die wir gemeinsam mit der Dramatugin Anke Krause und dem Redakteur Götz Schmedes anstreben, waren jedoch die Gespräche mit Betroffenen von zentraler Bedeutung. Keine Recherche hätte den über zwei Jahre geführten Dialog mit Betroffenen ersetzen können. Zwar erzählt unser Film eine Geschichte rein fiktiver Figuren, aber die Überschneidungen in den Betroffenenbe-

richten halfen, das Missbrauchssystem abzubilden. Wenn nun Johann-Wilhelm Röhrig, der Bundesbeauftragte für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs, in dem Film einen Präventionsbeitrag erkennt, der exemplarisch die Täterstrategien, die Ohnmacht der Opfer und das Versagen von Kollegen und Eltern schildert, so verdankt sich das auch der Mitwirkung der Betroffenen.

Dabei war unser Vorhaben anfangs bei einigen Betroffenen umstritten. Einige waren in Sorge, ein Spielfilm könne ihr Schicksal ausschlagen, aus Quotengründen „pilcherisieren“ oder mit der Erzählperspektive einer jungen Lehrerin falsche Helden präsentieren, die es nicht gab. Um hier Vertrauen zu schaffen, war es nicht nur erforderlich zu reden, sondern auch zu streiten – etwa über die Unterscheidung von Realismus und fiktionaler Wahrhaftigkeit. Denn

um mit einem Spielfilm der Realität nahe zu kommen, geht dies ausschließlich über eigene, von Autoren erdachte Fiktionen. Nicht zuletzt deshalb erzählt der Film vom Scheitern unserer Hauptfigur. Bis zum Ende des Films ist die junge Lehrerin keine echte Hilfe, kann den Missbrauch nicht verhindern und zeigt die hoffnungslose Lage der Betroffenen.

Als wir den fertigen Film zum ersten Mal mit Betroffenen sahen, waren wir angesichts der ausschließlich positiven Reaktionen gleichermaßen glücklich wie berührt. Es schien, als konnte sich jeder der Betroffenen in dieser Geschichte wiederfinden. Gerhard Röse, einer der Betroffenen, schilderte später in einem Zeitungsartikel, was der Film, der ihn schlagartig wieder in die Zeit von damals katapultiert habe, in ihm ausgelöst hat. Er habe seit dreißig Jahren

das erste Mal wieder weinen können. Drei Wochen später sagte er mir am Telefon, den kleinen Jungen von damals endlich beizugehen zu können habe gutgetan und tue immer noch gut.

Wie frisch die Aufarbeitungsprozesse noch sind, zeigte sich auch bei unserem Bemühen um eine Drehgenehmigung. Das idyllische und unübersichtliche Internatsgelände war schließlich selbst ein Faktor gewesen, den Missbrauch zu verstecken. Doch eine Drehgenehmigung der Odenwaldschule zu bekommen erwies sich in ihrer labilen Situation als echte Herausforderung. Schließlich war es erst wenige Monate her, dass die Odenwaldschule aus den Schlagzeilen verschwunden war. Welches Interesse konnte sie also haben, dass ihr Name nun von einem Millionenpublikum wieder in Zusammenhang gebracht wird mit den Missbrauchseignissen der Gerold-Becker-Zeit? Selbst wenn sie im Rahmen ihrer eigenen Aufarbeitungsanstrengungen einen Film zur Thematik begrüßte, war sie doch auch privater Internatsbetrieb, der unter schwindenden Schülerzahlen litt. Als ich mit dem Regisseur auf Einladung des Trägervereins und der damaligen Schulleiterin Katrin Höhmann die Odenwaldschule besuchte, um in einem völlig überfüllten Lehrzimmer vor Lehrern und Elternvertretern für unser Vorhaben zu werben, konnte man die Angst um den Erhalt der Schule förmlich greifen. Ich erinnere mich, dass damals absurderweise auch jene Glocke auf einem Tisch stand, mit der ich Becker die Teekonferenz eröffnen sah. Während der hitzigen Diskussion musste ich bei ihrem Anblick daran denken, dass vielleicht wieder die Angst Oberhand gewinnen könnte: die Angst, den Ruf einer Institution zu beschädigen. Am Ende kam es anders: Nach fast einem Jahr des Bemühens bekamen wir die Drehgenehmigung.

Vor einer Woche hat die Odenwaldschule ihren Schülern den Film gezeigt. Zur Vorführung im Theatersaal der Schule waren auch die Filmemacher eingeladen. Die erste Frage nach der Vorführung stellte ein etwa vierzehnjähriger Junge. Er könne sich das alles jetzt viel besser vorstellen, aber sei es denn wirklich so krass gewesen? Die Antwort gab ihm ein Betroffener. „Ja“, sagte Jochen Weidenbusch, heute beim Opfernverein Glasbrechen e.V. und in der Präventionsarbeit engagiert, „genau so war’s – und doch bei jedem Einzelnen auch anders.“ Mit dieser Antwort war der Film an seinem Ziel.

Hans-Hinrich Koch ist Film- und Fernsehproduzent bei der ndf: neue deutsche Filmgesellschaft.

